

Thorner Presse.



Abonnementspreis

für Thorn und Vorstädte frei ins Haus: vierteljährlich 2 Mark, monatlich 67 Pfennig pränumerando;
für Auswärts frei per Post: bei allen Kaiserl. Postanstalten vierteljährlich 2 Mark.

Ausgabe

täglich 6¹/₂ Uhr Abends mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage.

Redaktion und Expedition:

Katharinenstr. 204.

Insertionspreis

für die Spaltzeile oder deren Raum 10 Pfennig. Inserate werden angenommen in der Expedition Thorn Katharinenstr. 204, Annoncen-Expedition „Zweimaldant“ in Berlin, Haagenstein u. Vogler in Berlin und Königsberg, M. Dufes in Wien, sowie von allen anderen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes. Annahme der Inserate für die nächstfolgende Nummer bis 1 Uhr Mittags.

Nro. 86.

Freitag den 13. April 1888.

VI. Jahrg.

Deutsche in Rußland.

In unseren Auswanderungsberichten tritt nur die überseitsige Auswanderung ziffermäßig zu Tage. Wie bedeutend die deutsche Auswanderung nach Rußland ist, beweisen folgende Angaben aus den Mittheilungen des russischen Ministeriums des Innern.

Danach wandern im Durchschnitt jährlich mehr als 800 000 Seelen in Rußland ein und etwa 750 000 aus. Am bedeutendsten war die Zahl der Einwanderer in den Jahren 1872 bis 1881, wo sie 9 458 132 betrug. In derselben Periode gab Rußland 8 025 198 Personen an das Ausland zurück. In den sieben Jahren 1875 bis 1881 kamen 2 209 675 Personen zu längerem Aufenthalt nach Rußland und 1 866 218 Personen, die mindestens fünf Jahre in Rußland zugebracht hatten, verließen dasselbe.

Nach der Nationalität zerfallen die Eingewanderten in folgende Gruppen: 4 871 571 deutsche Reichsangehörige, 1 305 133 Oesterreicher, 255 207 Perser, 122 771 Franzosen, 70 387 Türken, 41 878 Rumänen, Bulgaren und Serben, 20 691 Engländer, 17 359 Italiener, 14 885 Griechen, 120 638 diverser Nationalitäten.

Unter den Auswandernden nehmen die Deutschen mit 3 465 300, die Oesterreicher mit 1 049 574 und die Franzosen mit 1 027 703 die ersten Plätze ein; es folgen Perser, Engländer und die anderen. Das Gros der Einwanderer der letzten 10 Jahre ließ sich im Westgebiet, in den baltischen Provinzen, in beiden Residenzen und in den großen Plätzen an der Wolga nieder. Die einzelnen Nationalitäten scheinen jedoch gewisse Lieblingsgegenden zu haben. Die Deutschen z. B. siedeln sich mit Vorliebe in Petersburg, Reval, Moskau, Nischni-Nowgorod und Baronsk (Katharinenstadt) an, die Franzosen bevorzugen Warschau, Petersburg, Moskau, Kiew und Odesa; die Oesterreicher scheinen sich in Kamenez-Podolsk, in Wolhynien, Kiew und im Weichselgebiet besonders wohl zu fühlen; Griechen, Türken und Italiener verbreiten sich gern über die Krim und Transkaukasien, und ihre Lieblingsstadt ist Odesa; die Engländer richten sich ihr Heim mit Vorliebe am Meeresgestade ein und setzen sich in allen Hafenstädten fest. Kleine Kolonien von Nord-Amerikanern finden sich in Petersburg und Odesa.

Was die Verhältnisse der deutschen Colonien in Rußland anlangt, so mögen einige Mittheilungen russischer Blätter hier Platz finden. Der „Rawkas“ meldet aus Lagodsch, daß dort aus dem Gouvernement Drenburg fünf deutsche Colonistenfamilien angekommen sind; man erwartet deren aus dem Drenburgschen noch mehr. Sie beabsichtigen sich vorzugsweise mit Garten- und Weinbau zu beschäftigen, und wollen zu diesem Zwecke in Rachtien nach und nach Weinberge ankaufen. Einsewilen haben sie sich sieben Werst von Mischelowka angesiedelt. Die Leute sind also wohlhabend.

Einen ähnlich vorteilhaften Bericht bringen die „Rus. Wob.“ aus dem Samaraschen Gouvernement über die Colonie Sefaterinstadt oder Veronsk im Kreise Nikolajewsk. Dieser Ort liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen Samara und Saratow auf der linken Seite der Wolga und darf mit seinen 1062 Häusern und 7000 Bewohnern als einer der Centralpunkte der deutschen Ansiedelungen im Wolgagebiet betrachtet werden. Ge-

genwärtig besitzt er neun Lehranstalten, und zwar ein Progymnasium, dessen Unterhalt dem kleinen Orte 11 500 Rubel kostet, eine dreiklassige Centralschule und sieben private Unterrichtsanstalten. Die stattlichen, zum Theil zweistöckigen massiven und hölzernen Häuser, die vielen sauberen Magazine und Buden, lassen Baronsk als einen wohlhabenden Ort erscheinen. Etwa 41 pCt. aller Häuser befinden sich in Händen von Deutschen, welche es durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem gewissen Wohlstande gebracht haben und die Umgegend mit viel gesuchten tüchtigen Handwerkern und Landwirthen versorgen. Ihre täglichen Lebensbedürfnisse decken die Deutschen nach jeder Richtung hin selbst, wie sie es sich überhaupt zum Prinzip gemacht haben, möglichst wenig von auswärtig zu beziehen und möglichst viel nach auswärtig zu liefern. Die Gewerbetätigkeit steht in Baronsk auf hoher Stufe und weist manche originelle Spezialitäten auf. Besonders blüht die Wurstmacherei. Als charakteristisch hebt das russische Blatt hervor, daß die dortigen Russen in der Ausübung keines Handwerks mit den Deutschen konkurriren könnten, es daher ganz aufgegeben haben, ein Handwerk zu erlernen und lieber als Diener, Hausknechte oder Kutscher ihren Unterhalt suchen.

Politische Tageschau.

Ueber das Ergebnis der Unterredung, welche Fürst Bismarck am Dienstag mit Ihrer Majestät der Kaiserin gehabt hat, ist bis zur Stunde nichts bekannt geworden und in unterrichteten Kreisen wird nach wie vor bezweifelt, daß jener Heirathsplan nummehr wirklich endgiltig beseitigt ist, wie die „Post“ bereits berichtet.

In einzelnen nationalliberalen Kreisen ist der Gedanke aufgetaucht, dem Reichskanzler eine Vertrauensadresse zu überreichen. Wir dürfen wohl bestimmt erwarten, daß alle befürwortenden Elemente nicht bloß der konservativen, sondern auch der freikonservativen und nationalliberalen Partei der Verwirklichung dieses Planes bestimmt entgegengetreten werden. Der Reichskanzler braucht keinen besonderen Vertrauensausdruck; die einstimmige Haltung aller Organe der nationalen Parteien in der gegenwärtigen Krisis sagt in dieser Hinsicht genug. Andererseits ist es unsere Pflicht, alles zu vermeiden, was der Mißdeutung fähig wäre.

In einem das gegenwärtig von dem Freisinn aufgeführte „Satyrspiel“ scharf beleuchtenden Artikel führt der „Reichsbote“ u. a. Folgendes aus: „In diesem preussischen Staatsbewußtsein ist es auch begründet, daß die Träger der preussischen Krone immer nicht nur wirklich persönlich im Frieden regieren, sondern auch im Kriege als die obersten Kriegsherrn an die Spitze der Armee treten und auch dort alle Entscheidungen in ihrer Hand liegen. Das preussische Volk kann sich seine Könige nur vorstellen als seine wirklichen Regenten und als seine Kriegsherrn. Wie der kleine Sohn des Kronprinzen neulich meinte, Kaiser Wilhelm müsse doch wohl auch seinen Säbel mit in den Himmel genommen haben, so ist in dem Gedanken des Hohenzollernprinzen wie auch im preussischen Volke der König unentbehrlich ohne den Säbel. Der König muß Soldat und oberster Kriegsherr sein, auf daß Sein und

Nichtsein des Staates ihm immer persönlich nahe treten und das persönliche Eintreten dafür ihm immer als Lebensaufgabe vor Augen stehe. Diese Auffassungen sind ein Produkt preussischer Geschichte und sind als solche unauflösbar, und der freisinnigen Presse wird es nicht gelingen, englisch parlamentarische Vorstellungen und Einrichtungen in Preußen einzubürgern. Der preussische König und deutsche Kaiser, ein Produkt der Geschichte, ist eine bestimmte historische Gestalt, als welche er dem Volke vor der Seele steht, ohne die es sich ihn nicht zu denken vermag, wie er, als das Haupt der Armee, unter seinen Soldaten reitet, sie väterlich mit „Guten Morgen, Soldaten!“ grüßt und sie ihm mit „Guten Morgen, Majestät!“ antworten. Während das englische Volk, weil dort das Parlament regiert und das Königthum nur herrscht oder repräsentiert, keinen Anstoß daran nimmt, daß eine Frau die Krone trägt, ist in Preußen eine Königin, als wirkliche Regentin an der Spitze des Staates undenkbar. Kein Volk hat seine Königinnen, welche sich in den Schranken ihres hohen landesmütterlichen Berufs hielten, so hoch geehrt und geliebt wie das preussische, wir erinnern nur an die Königin Luise! Ein Verhältnis wie das zwischen der Königin Luise und dem preussischen Volke hat kein anderes Volk aufzuweisen. Das deutsche Volk will von Königen, aber nicht von Frauen regiert sein; es liebt und ehrt jedoch seine Königinnen, die ihren Beruf als Landesmutter neben dem Könige erfüllen, so hoch wie kein anderes Volk.“

Es konnte überraschen, daß in der Schaar von einheimischen und fremden Demokraten, Abenteurern u. s. w., die jetzt versuchen wollen, ob sich die Früchte einer 26jährigen sauren politischen Arbeit zum Wohle des deutschen Volkes nicht in ebenso vielen Wochen verwüsten lassen, bisher die „Germania“ fehlte. Auch diese Lücke ist aber jetzt ausgefüllt; Herr Windthorst hat offenbar die Empfindung, daß jetzt eine Zeit anbrechen kann, in der es eine Lust für ihn ist zu leben, und so ist denn auch die „Germania“, die Anfangs sich zurückhielt, jetzt mit der Parole: „Es geht auch ohne Bismarck!“ neben die „Freis. Ztg.“ und den „Bör.-Cour.“ in die oben bezeichnete Phalanx eingerückt. Sie fanden das Feld der heuchlerischen Schlagwörter allerdings schon stark abgeweidet und mußten sich zunächst damit begnügen, Behauptungen zu wiederholen, wie die, daß „der Kanzler entschlossen zu sein scheint, in Nichts Kompromissen zugänglich zu sein“, die eine positive Unwahrheit darstellen, — oder Fragen aufzuwerfen wie die folgende: „Soll der Kaiser oder soll der Kanzler die letzte ausschlaggebende Instanz sein?“ auf die in ganz Deutschland wenigstens unter den nationalen Parteien niemand eine andere Antwort gegeben hat oder jemals geben wird, als: selbstverständlich der Kaiser. Um sich endlich mit etwas Selbständigem zu betheiligen, hat die „Germania“, die die Vorbeeren des „Bör.-Cour.“ nicht schlafen lassen und die sich nie mit Kleinigkeiten abgiebt, aber nun ein neues großes Wort erfunden, nämlich die Behauptung, daß das, was jetzt unter der Regide des Kanzlers in Deutschland sein Wesen treibe, der „Boulangismus“ wäre. Mit welcher Wucht diese Offenbarung in Deutschland und im Auslande wirken wird, läßt sich leicht ermessen. So, als ehrgeizigen Abenteurer und Umstürzler, kennt das deutsche

Die kleine Hand.

Kriminal-Novelle von Gustav Höder.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

„Was faheln Sie denn von einer Gehirnentzündung? Was wollen Sie mit dem Eis, das Sie in der Brauerei holen?“ Zette schwieg verlegen.

„Eine schreckliche Luft herrscht in diesem Zimmer,“ bemerkte der Arzt, sich überall umsehend. „Oeffnen Sie ein Fenster; hier ist ein Geruch, wie in einem Lazareth.“

In diesem Augenblicke ließ sich ein tiefes, dumpfes Stöhnen vernehmen. Es kam hinter der Gardine hervor, welche das Zimmer in zwei Theile schied. Der dadurch abgetrennte Raum diente, wie der Arzt von früher wußte, als Schlafgemach.

„War das nicht Ihr Mann?“ frug er auflauernd. „Ich dachte, er sei nicht zu Hause. Was treibt er da hinten?“

Zette zögerte mit der Antwort. Sie biß krampfhaft die Lippen zusammen und schaute mit stierem Blicke um sich, als wolle sie ein heftiges Weinen zurückdrängen.

„Wenn der Doktor nun einmal da ist,“ tönte Randlers Stimme klagend hinter der Gardine hervor, „so bring' ihn her. Gehe es, wie es will!“

Der Arzt warf einen fragenden Blick auf die Frau und folgte ihr hinter die Gardine, wohin sie mit der Lampe voranging.

„Ah! hier also wird das Eis gebraucht? hm, hm!“ sagte Doktor Scheffer, als er vor dem Bette des Patienten auf einem Stuhle eine Schüssel zerklüftes Eises und dabei ein nasses Handtuch erblickte. „Nun, Randler wo fehl's denn?“

Fast erschrak er vor dem Aussehen des Kranken. „Woher klagt Ihr Mann?“ wandte er sich mit erstem Blick an Zette.

Diese schob das Deckbett zurück, während der Arzt selber dabei mit der Lampe leuchtete, nahm behutsam den Eisumschlag ab, welcher den rechten Oberarm des Kranken bedeckt hatte, und

deutete schweigend auf den entblößten Körpertheil, der eine einzige dicke, schwärzliche Geschwulst zu sein schien.

Doktor Scheffer gab ihr die Lampe und untersuchte den kranken Arm. Das Ergebnis dieser Untersuchung schien ein äußerst bedenkliches.

„Das ist ja eine Schußwunde,“ rief er. „Randler! Randler! wie sind Sie zu einer blauen Bohne gekommen? Warum haben Sie mich nicht schon längst rufen lassen? Fort mit dem Eise! das hätte viel früher angewendet werden müssen.“

„Er hat ein altes Gewehr,“ beantwortete Zette den forschend auf sie gerichteten Blick des Arztes, „ging unvorsichtig damit um, wußte nicht, daß noch ein Schuß darin ist, dieser entlud sich und fuhr ihm in den Oberarm.“

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit, Frau!“ mahnte eindringlich der Arzt, in welchem schon bei der Untersuchung des Armes ein Verdacht aufgestiegen war. „Eine Schußwunde läßt man nicht so lange anstehen, wenn man nicht zu vermeintlichen hat. — Gestehen Sie's, Randler,“ wandte er sich an den Kranken, „Sie sind auf Abwege gerathen und treiben ein uneheliches und gefährliches Geschäft. Sie wissen, wer den Grenzjäger erschossen hat. Sie wissen's!“

„Ja, ich weiß es,“ gestand Randler. „Braucht mich nicht heraus zu lügen, Zette; bei mir ist's doch Matthäi am letzten.“

Zette ließ den Kopf sinken und schluckte in ihre Schürze hinein. Der Arzt stand eine Weile tief erschüttert. Endlich winkte er der Frau und trat mit ihr in den vorderen Theil des Zimmers zurück.

„Das sind schlimme Geschichten!“ begann er flüsternd und wiegte ernst den Kopf. „Wer hätte denn geglaubt, daß Ihr Mann sich auf die Schmutzerei verlegen würde? Ein so ehrlicher, braver Kerl! Und nun hat er gar ein Menschenleben auf dem Gewissen!“

„Er ging nicht auf Mord aus,“ seufzte Zette, „er wollte nur sein Leben verteidigen.“

„Ich glaub's wohl, aber vom Schmuggler bis zum Mörder ist nur ein kleiner Schritt,“ fuhr der Arzt leise fort.

„Ich muß natürlich eine Anzeige von der Sache machen.“

„Herr Doktor!“ jammerte Zette, indem sie vor dem Arzte in die Knie sank und flehend ihre Hände zu ihm erhob.

„Machen Sie mir das Herz nicht schwer, Frau! Ueberdies — ich will's Ihnen nicht verschweigen — wird das Gesetz Ihrem Manne nichts mehr anhaben können. Der Brand ist bereits zu seiner Wunde getreten und so weit vorgeschritten daß selbst eine Amputation des Armes nichts mehr helfen würde. Ich glaube kaum daß er den nächsten Morgen erlebt. Und vielleicht ist es für ihn so am besten!“

Doktor Scheffer ordnete aromatische Umschläge für den Kranken an und verschrieb ein Opiat, und nachdem er gesprochen hatte, im Laufe der Nacht wiederzukommen, reichte er der unglücklichen Frau die Hand und verließ bewegt das Haus.

„Was hat der Doktor gesagt?“ frug Randler. „Was habt ihr zusammen geredet?“

Zette schwieg.

„Kann mir's schon denken“ fuhr der Kranke fort, „auch wenn ich's ihm vorhin nicht am Gesicht angesehen hätte; ich fühle es ja, daß es mit mir zu Ende geht.“

Wenn er noch eine leise Hoffnung gehegt hätte, so würde diese vor der erneuten Thränenfluth, mit welcher Zette seine Frage beantwortete, geschwunden sein.

„Es ist gut,“ sagte er gefaßt. „Ich bezahle nur meine Schuld. Aber ich will mir nicht noch einen zweiten Mord aufs Gewissen laden, den ich nicht bezahlen könnte, denn ich habe nur ein Leben hinzugeben. Mir laßt schon lange etwas auf der Seele, es muß herunter, ehe sie dahinfährt!“

„So sprich, Mann,“ drängte Zette sehr erschrocken über diese dunfle Andeutung. „Sprich schnell, ehe es zu spät wird.“

„So knapp ist also meine Zeit, die mir der Doktor giebt?“ schloß hieraus der Kranke. „Zu dem, was ich zu sagen habe,

